Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 7

Artikel: "Den hingeschlachteten Völkern"

Autor: Rollands, Romain

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634452

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wirkliche berndeutsche Tragödie. Die letztere Tatsache soll uns hier beschäftigen.

Der erste Eindruck des Stückes ist ein zwiespältiger. Dem theatergewohnten Zuschauer blieben gewisse Schwächen nicht verborgen. Der Aufbau ist nicht lückenlos, die rückwärtsige Perspektive hellt die Vergangenheit zu wenig auf, die Handlung ist nicht konzentriert genug, es stehen überflüssige Personen auf der Bühne (Pfarrer) usw. Doch diese negativen Eindrücke werden im Laufe des Spieles durch die positiven in den Hintergrund geschoben und zuletzt völlig verdrängt. Wir werden durch die Folgerichtigkeit der dramatischen Steigerung bis zum unerbittlich tragischen Schluße gepackt und in Bann gehalten. Das Resultat ist das einer guten Tragödie: wir gehen erschüttert von dannen, wie wenn wir ein Stück Wirklichlichkeit erlebt. Das Unlustgefühl, das die völlige Hingabe an die Illusion uns gebracht, wird augenblicklich gemildert durch das Bewußtsein, daß die Wirklichkeit nur eine künstlerische ist. Wem es gelingt, die Synthese dieser beiden Gefühle: das in die Wirklichkeit projizierte Mitleid mit den tragischen Opfern und die Freude an der künstlerischen Leistung festzuhalten, der erlebt den Kunstgenuß, den Schiller so schön analysiert in seinem Aufsatz „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen". Freilich, ein großer Teil des Publikums geht dieses Vergnügens verlustig. Einmal, weil es auf die leichte Kunst der alten Volksbühne eingestellt ist und die Wirklichkeit auf den Brettern, die doch der Welt bedeuten sollen, nicht zu ertragen vermag; es fehlt ihm die Erziehung zur hohen Kunst; dieses Publikum wird auch eine Ibsensche oder Hebbelsche Tragödie nicht zu schätzen wissen. Ein anderer Teil bringt wohl das Fühlen mit sich, aber er überläßt ihm die Zügel und das Resultat ist das Gefühl der Unbefriedigtheit, der Depression. Für diese Wirkung kann der Dichter nicht verantwortlich gemacht werden.

Sein höchstes Streben muß das nach künstlerischer Wahrheit sein. Dieses Streben müssen wir Fankhauser zubilligen, und weil er sein Ziel erreicht, weil das Schicksal des Rees wirklich erschüttert, folglich lebenswahr wirkt, sind die Mängel des Stückes unwesentlich. Sie sind übrigens leicht gutzumachen. Was die erste Umarbeitung noch stehen ließ, wird die zweite — und hoffen wir endgültige — beseitigen.

Ein Vergleich mit der ersten — letztjährigen — Fassung läßt erkennen, wie ernsthaft Fankhauser das dichterische Problem angepackt hat. Die Umarbeitung galt dem tragischen Helden, dem Bauer Rees: Bei der inneren Art und beim Erleben dieses Menschen ist das gute Ende ausgeschlossen. Rees hat Mädi aus Liebe geheiratet; wegen ihr hat er die Schulden des „Chrützwäg"-Hofes auf sich genommen. Doch seiner Liebe begegnet Widerstand in Mädi, das Rees aus falsch aufgefaßter Kindesliebe — um die Großeltern vor dem Konkurs zu retten — mit der Liebe zu einem andern, zu Peter Flückiger, im Herzen geheiratet hat. Er merkt den Widerstand, kann ihn aber nicht mit Liebe überwinden. Im Gegenteil, trotz seines bessern Willens, behandelt er die Frau grob, wie ein „Tier" und ertötet in ihr jede Möglichkeit die Liebe zu geben, die er verlangt. Dies eben ist seine tragische Schuld. Die Kunst des Dichters verstand es, die Gewissensnot, die dem Helden aus dieser Schuld erwächst, so zu steigern, durch das Zusammentreffen von Umständen, die sich notwendig aus diesem unerquicklichen Ehezerwürfnis ergeben, daß das tragische Ende, d. i. der Tod des Helden, als einzig mögliche Lösung und Erlösung sich ergab. Der Unfriede im Herzen bringt Unfriede ins Haus, dieser die moralische Haltlosigkeit, den bösen Trunk, die Mißwirtschaft, die Schulden, den Konkurs. Die Parallele Dani-Elisebeth, der alte, versoffene, schlechte Kreuzwegbauer, der mit Brandstiftung und Meineid das Gewissen belastet hat (wir denken an Anzengrubers „Meineidbauer") und seine Frau, die apathisch jammert und schimpft, verschärft die Situation des armen Rees zur Unerträglichkeit. Doch mehr noch: Der Konkurs naht, unter furchtbar schimpflichen Umständen. Der Unfriede im Hause ist öffentliches Geheimnis. Die Verachtung der Dorfbewohner verfolgt die Kreuzwegleute. „Schuldehung" rufen die Nachbarbuben über den Hag hinüber dem Rees nach, sein Innerstes aufwühlend, das aus einem Jugenderlebnis heraus gegen diesen Schimpf überempfindlich ist. Zu alle dem kommt die Eifersucht. Der frühere Geliebte seiner Frau tritt auf; er will ihm helfen, aber um einen Preis, der ihn in den Abgrund der Verzweiflung stößt: Er soll von seinem Heimet lassen, soll dem andern die Frau abtreten, soll seine Kinder verlieren! Kein Mannesherz kann dies ertragen. Und Rees ist ein Mann und im Innersten ein guter Mensch. Ein einziges Rettungstürchen ist noch da: die Reue. Er versucht es zu öffnen, umsonst; er fleht Mädi an, es noch einmal mit ihm zu probieren, ihm zu helfen; sie stößt ihn mit innerem Ekel von sich; das ist sein Tod. — Geschickt weiß der Dichter zum Schluß den toten Rees zu heben; ihn uns sympathisch zu machen. Aus der Tiefe eines qualverschlossenen Menschenherzens springt plötzlich nach seinem Tode in Mädi die Liebe auf. Sie schreit nach ihm, dem Verkannten; zu spät. Nur die Liebe zu den Kindern behält die schmerzzermarterte Frau am Leben. Der Held erfährt so die Genugtuung, die ihm der mitleidige Zuschauer von Herzen gönnt.

Die Umgestaltung der tragischen Handlung ist gründlich vor sich gegangen; die Banalitäten der ersten Fassung sind verschwunden. Vor uns steht ein echter tragischer Held, an dem nichts abzumarkten ist. Daß die Umarbeitung nicht abgeschlossen ist, haben wir angedeutet. Der Dichter wird sich der Nebenfiguren noch annehmen müssen. Mädi ist zu wenig vertieft, ihr Erleben ist noch zu wenig gefüllt, das Verhältnis zu Peter entbehrt der glaubhaften Schwere. Dani, in der sichtbaren Erscheinung die ursprünglichste und realistischste Figur, dürfte psychologisch noch ein bischen aufgehellt werden, ebenso Elisebeth. — Wie es nicht anderes möglich ist bei einem Erstling, weist das Stück auch bühnentechnische Schwächen auf. Die Kinderszenen wirken zu episodenhaft und unvermittelt. Danis Tod ist zu wenig vorbereitet. Peters Auftreten im 4. Akt erscheint zu zufällig, sein Ringen mit Rees ist gröbere Spannungswirkung und könnte wegbleiben. Doch das sind Kleinigkeiten, über die man sich streiten kann und die uns nicht vergessen lassen, daß die große Lösung schon mit der ersten Ueberarbeitung gelungen ist. „Der Chrützwäg" wird, glauben wir, schon so wie das Drama sich heute darbietet, einen Markstein in der Entwicklung der schweizerischen Volksbühne darstellen auf dem Wege zum Nationalen Theater, an das wir gerne als an eine schöne Zukunftsmöglichkeit glauben.

H. B.

„Den hingeschlachteten Völkern".

Aus Romain Rollands ergreifendem Aufruf zum Allerseelentage 1916, der kürzlich in der Uebersetzung von Stefan Zweig im Verlage Rascher & Cie., Zürich erschienen ist, und dessen Reinerträgnis dem Roten Kreuz in Genf zugedacht ist.

„Europa ist nicht frei. Die Stimme seiner Völker ist erstickt. Und in der Weltgeschichte werden diese Jahre einst als jene der großen Knechtschaft gelten. Eine Hälfte Europas bekämpft die andere im Namen der Freiheit. Und für diesen Kampf haben beide Hälften Europas auf die Freiheit Verzicht geleistet. Vergeblich ruft man immer den Willen der Nationen an. In Wirklichkeit existieren die Nationen heute nicht als Persönlichkeit. Ein halb Dutzend Politiker, ein paar Klüngel von Journalisten nehmen frech für die eine oder andere das Wort und sind doch weder für die eine noch für die andere zu reden berechtigt. Sie stellen nichts dar als sich selber. Und eigentlich nicht einmal sich selbst. „Ancilla ploutocratiae", die Knechtin des Geldes nannte 1905 Maurras diese dienstbotenhafte Intelligenz, die vorgibt, ihrerseits die öffentliche Meinung zu leiten und die Nation darzustellen . . . ."

„In dem unnennbaren Gemisch, das heute die europäische Politik darstellt, bildet das Geld das Mittelstück. Die

Kette, die den sozialen Körper umschlingt, hält eisern die Hand des Plutus. Plutus und seine Bande . . . ."

„Liest man (ein Beispiel bloß unter Tausenden!) die jüngst erst zu Tag gebrachte Geschichte der deutschen Kapitalisten, die die Minen der Normandie erwarben und sich zu Herren eines Fünfteils des unterirdischen Erzbodens von Frankreich machten und die so in Frankreich von 1908 bis 1913 einzig zu ihrem persönlichen Nutzen eben jene Schwerindustrie und Stahlproduktion in Schwung brachten, aus der heute die Kanonen hervorgehen, dieselben Kanonen, die jetzt den Tod in die deutschen Armeen spein — dann wird man sich erst bewußt, bis zu welchem Punkte Geldmenschen gegen alles gleichgültig werden, außer gegen das Geld selbst. Ganz wie jenem antiken Midas, wird ihnen alles, was sie berühren, zu Metall. Ungerecht aber wäre es, ihnen weitreichende, dunkle Pläne zuzuschreiben. Sie sehen garnicht so weit! Sie haben nur ein Ziel: möglichst viel und möglichst rasch zusammenzuraffen. Sie stellen den vollendetsten Typus dessen dar, was die wahre Schwere unserer Zeit ist: den antisozialen Egoismus. Sie sind bloß die repräsentativsten Männer für unsere ganze Epoche, die sich dem Gelde hörig gemacht hat. Die Intellektuellen, die Presse, die Politiker, ja selbst die Staatsmänner, diese tragischen Drahtpuppen, sind, ob sie es wollen oder nicht, längst ihre Instrumente und dienen ihnen als Schutzschirm. Und nur die Dummheit der Völker, ihre fatalistische Unterwerfung, ihre uralt eingeborenen Untergründe mystischer Wildheit liefern sie weiter wehrlos an die Lüge und den Wahnsinn aus, der sie antreibt, einander zu morden.

Sagen aus dem Guggisberg.

Gesammelt von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

In St. Anthony lebten zwei Brüder auf einem Bauernhof. Der ältere war ein blonder, langsamer Bursche von gutmütiger Art, der jüngere aber hatte schwarze stechende Augen, war habsüchtig und neidisch. Sein Eigennutz wurde so groß, daß er seinen Bruder zu töten beschloß, damit er den Hof allein zu eigen hätte. Auf dem offenen Felde stand ein alter Kirschbaum; in seinem Schatten lagerten sich oft die müden Schnitter und dort traf einmal der Habsüchtige seinen ruhenden Bruder und erschlug ihn im Schlafe. Dann scharrte er ihn in der Nähe ein und über das Grab des Ermordeten wuchs Gras. Lange Zeit schien alles gut zu gehen, der Mörder verheiratete sich und lebte glücklich und in Freuden auf seinem Besitz. Einmal mähte er allein auf der Wiese, die den Leib des Erschlagenen barg. Vor sich, am Ende der Mahde, sah er den Baum, unter dem er die Untat begangen hatte. Hinter diesem stand die Sonne am blutroten Abendhimmel und bald blitzte ihr Licht aus der Sense dem Mähenden in die Augen, bald reckten sich wieder die Schatten der Baumäste gegen ihn und schienen wie mit Händen das Leuchten und Blitzen der Sense ersticken zu wollen. Da sah der Bauer im Gewirr der huschenden Schatten im Gras den Leib seines erschlagenen Bruders, auf dem damals auch die Schatten des Baumes ihr Spiel getrieben hatten, bevor er ihn mordete. Zornig schlug er drein, um des Trugbildes Herr zu werden, aber ungestört trieben die Schatten ihr fürchterliches Spiel. Immer schneidiger pfiff die Sense durch das Gras, aber nie überholte sie das gespenstige Treiben der Schatten. Keuchend arbeitete er. Der wilde Haß des Neidischen nahm ihn nochmals in seinen Bann. „Dir, dir will ich", knirschte er und schwang die Sense zurück, um mit einem Streich weit nach vorn ausholend das Gras wegzufegen, in dem er wieder den ausgestreckten Körper des gemeuchelten Bruders sah. Wuchtig sauste sie ihren Weg, aber mit einem Schreckensschrei ließ er sie fahren: ein weißer Knochen war ihm an die Brust geschnellt und Blut träufelte herab, wo er ihn getroffen. Er wischte mit der Hand weg, von Grausen und Entsetzen geschüttelt, aber das Blut träufelte immerzu. So fand ihn sein Sohn auf dem Felde: den starren Blick auf die Brust gerichtet und mit der Geberde des Ekels und der Furcht mit der Rechten über seine Brust fahrend, als ob er dort etwas wegwischen wollte. Den Sinn der Handlung verstand er nicht, weil niemand außer dem Mörder die Blutflecken sah. Ein heftiges Fieber ergriff ihn und machte seinem Leben noch in selbiger Nacht ein Ende. Seine Mörderhand aber blieb starr und steif über der Stelle liegen, die er hatte reinigen wollen und niemand konnte sie in eine andere Lage bringen.

Vom Tode seines Vaters an fehlte dem Sohn das Glück in seinen Unternehmen. Jede Samstagnacht ging ihm ein Stück Vieh zu Grunde. In seiner Not wandte er sich an die Kapuziner und erzählte ihnen den Lebenslauf seines Vaters und seinen sonderbaren Tod. Der Pater riet ihm, am Weg eine kleine Kapelle zu bauen, dann bannte er den ruhelosen Geist, der seinen durch Mord erworbenen Besitz wieder durch Mord vernichten wollte, in eine Flasche, die in der Kapelle aufgehängt wurde. Jeden Samstag Abend sollten sie dort eine geweihte Kerze anzünden. Das geschah, und der Sohn blieb vom Unglück verschont. Einmal unterließ er es, um zu schauen, ob der Rat des Kapuziners wirklich an seinem nunmehrigen Wohlergehen schuld sei. Da lag am Sonntagmorgen die schönste Kuh tot im Stalle. Von da an stellte er den Rat der Kapuziner nie mehr auf die Probe, sondern wanderte bald aus. Das Haus, wo das alles geschah, wird noch heute gezeigt.

* * *

In Fultigen lebte vor mehr als hundert Jahren ein gar reicher Mann, der mit den gnädigen Herren, die damals noch regierten, gut umgehen konnte. Deswegen machten sie ihn zum Unterstatthalter. Aber seine Macht benutzte er bloß, um seine Nachbarn um ihr wohlerworbenes Eigentum zu bringen und kein Mittel war ihm zu schlecht und kein Ding zu gering, um seinen Besitz zu mehren, also daß ihn bald jedermann haßte und fürchtete um des Einflusses willen, den er auf die gnädigen Herren vom Gericht auszuüben wußte und seiner Gewalttaten wegen, die er sich straflos erlaubte. So geschah es auch, daß sich ein Nachbar verkürzt sah an seinem Landbesitz durch den ungerechten Statthalter, der schamlos in finsterer Nacht die Marchsteine versetzte und sich so einen breiten Streifen Landes gewann. Aber seine Stunde kam und er starb eines jähen Todes. Viele Leute folgten seinem Sarge, aber niemand trauerte um den Toten. Als sie sich der Kirche von Rüeggisberg näherten, da sahen alle im Leichenzug den Statthalter einherschreiten. Sie erschracken sehr, und jeder erinnerte sich, daß er ihn nach dem Leichengebet im Sarg hatte liegen sehen, steif und starr, und daß der Sarg von ihnen war verschlossen worden, mit Nägeln zugenagelt und mit Schrauben. Da fürchteten sie sich und wichen der hohen Gestalt aus, so daß sie allein inmitten des Leichenzuges wandelte und sich auch ans offene Grab stellte. Als aber der Priester den Segen sprach, schrumpfte sie zusammen, wurde ein nebelhaftes Schemen und verschwand, niemand wußte wohin. Später einmal sah der Nachbar ein Licht sich der verletzten March nach bewegen. Er schlich beherzt hinzu und gewahrte ein kleines Männchen, das trug einen großen schweren Sack, ächzte und stöhnte auch dabei, daß ihn Mitleid ergriff. Er wollte ihm seine schwere Last abnehmen, da blickte es ihn an und er erkannte des bösen Statthalters Züge. „Du Unflath, gelt, dich hats", entfuhr ihm in neu erwachtem Zorn. Da umgab ihn tiefe Finsternis und täuflisches Gelächter und Wehgeschrei drang an sein Ohr. Er vermeinte auch den schweren Sack mit metallischem Klingen über den Boden schleifen zu hören, dann war alles still. Mit müden Gliedern und todesmatt kam er nach Hause. Seine alte Mutter aber sagte: Wenn du das rechte Wort gefunden und den ruhelosen Geist nicht mit neuem Zorn ins alte Elend zurückgestoßen hättest, so würdest du der reichste Mann geworden sein, denn alle seine Schätze, die im Sack geborgen waren, wären dein geworden.